

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 8

Artikel: Die Pläne für den Völkerbundspalast in Genf
Autor: Hess, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

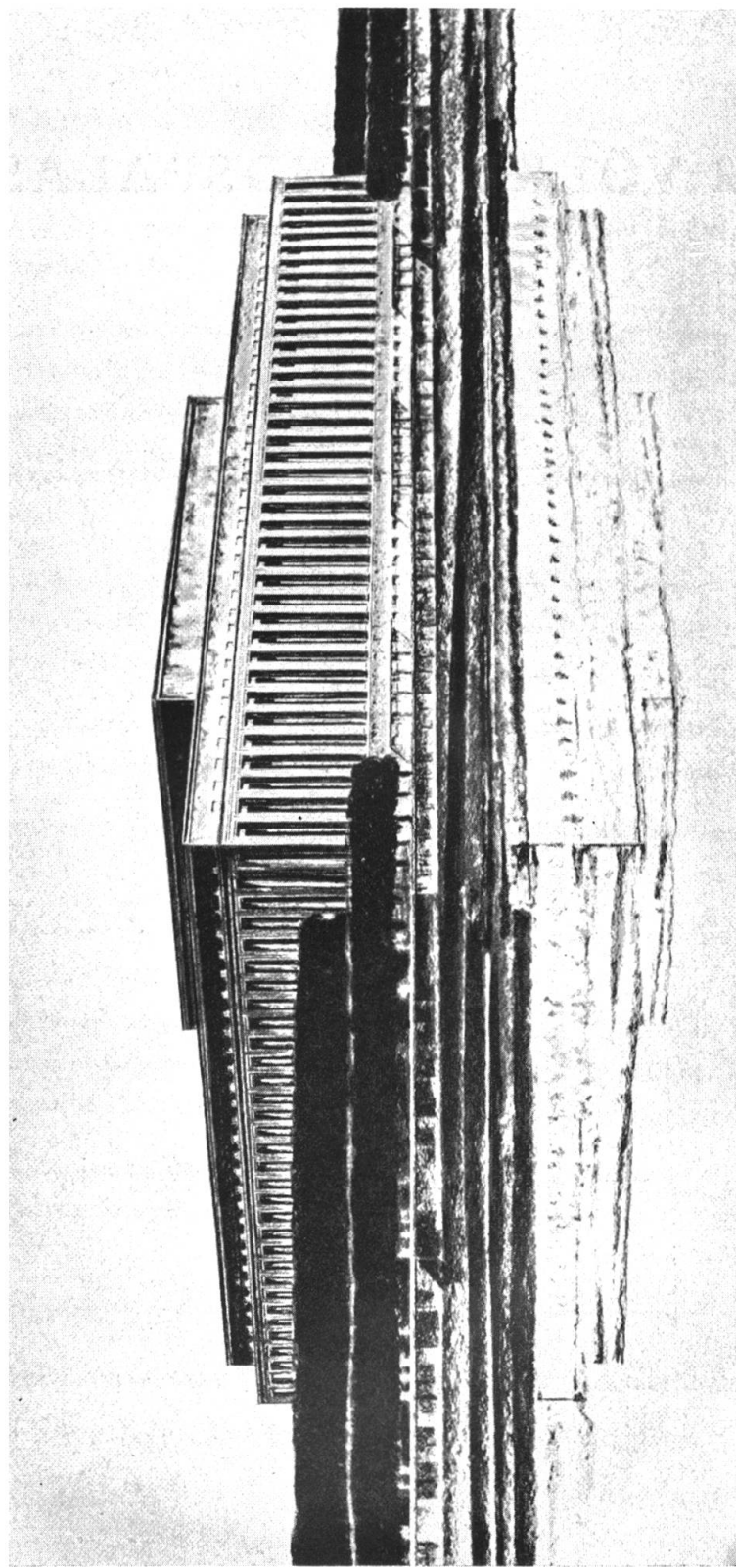
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

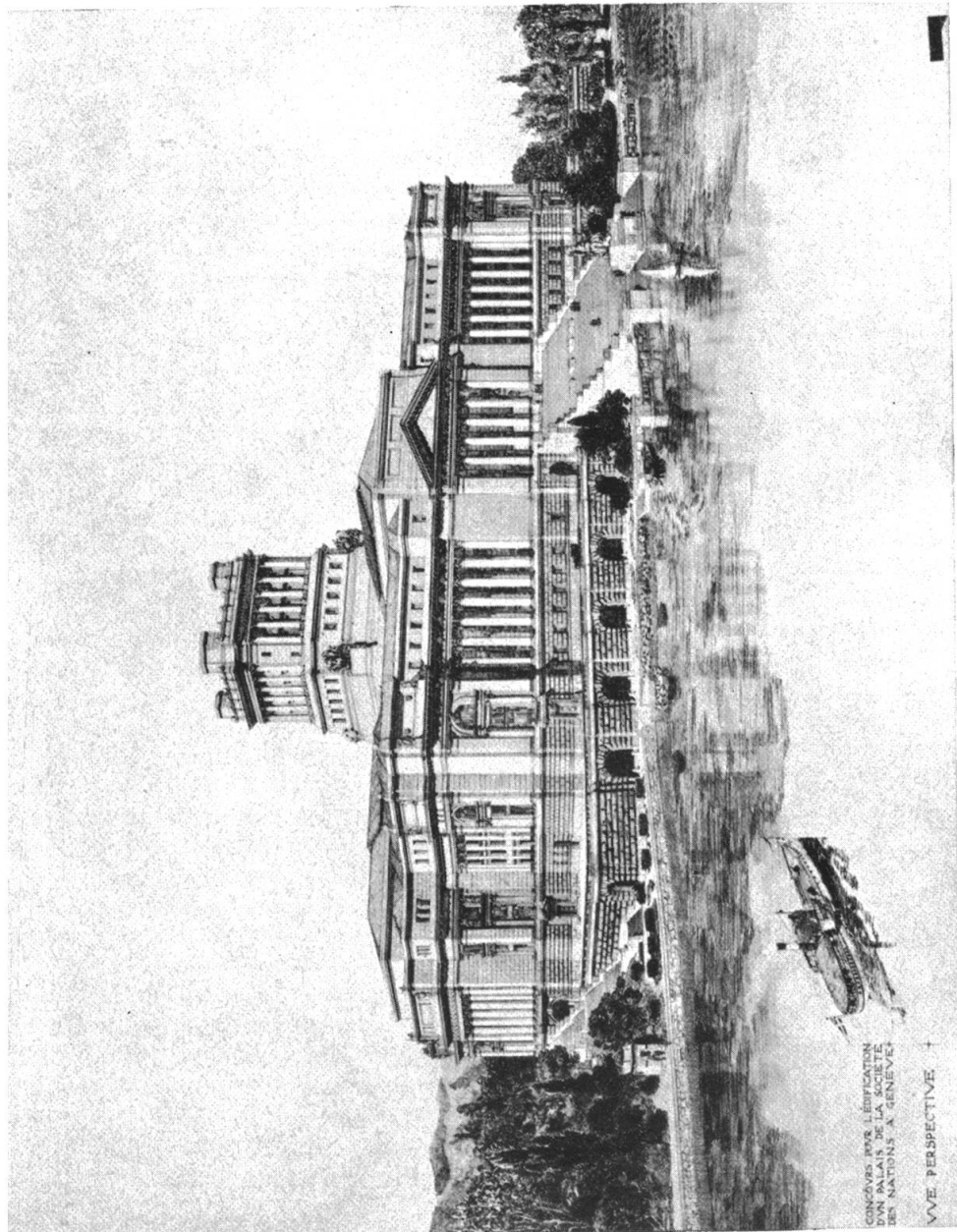
Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

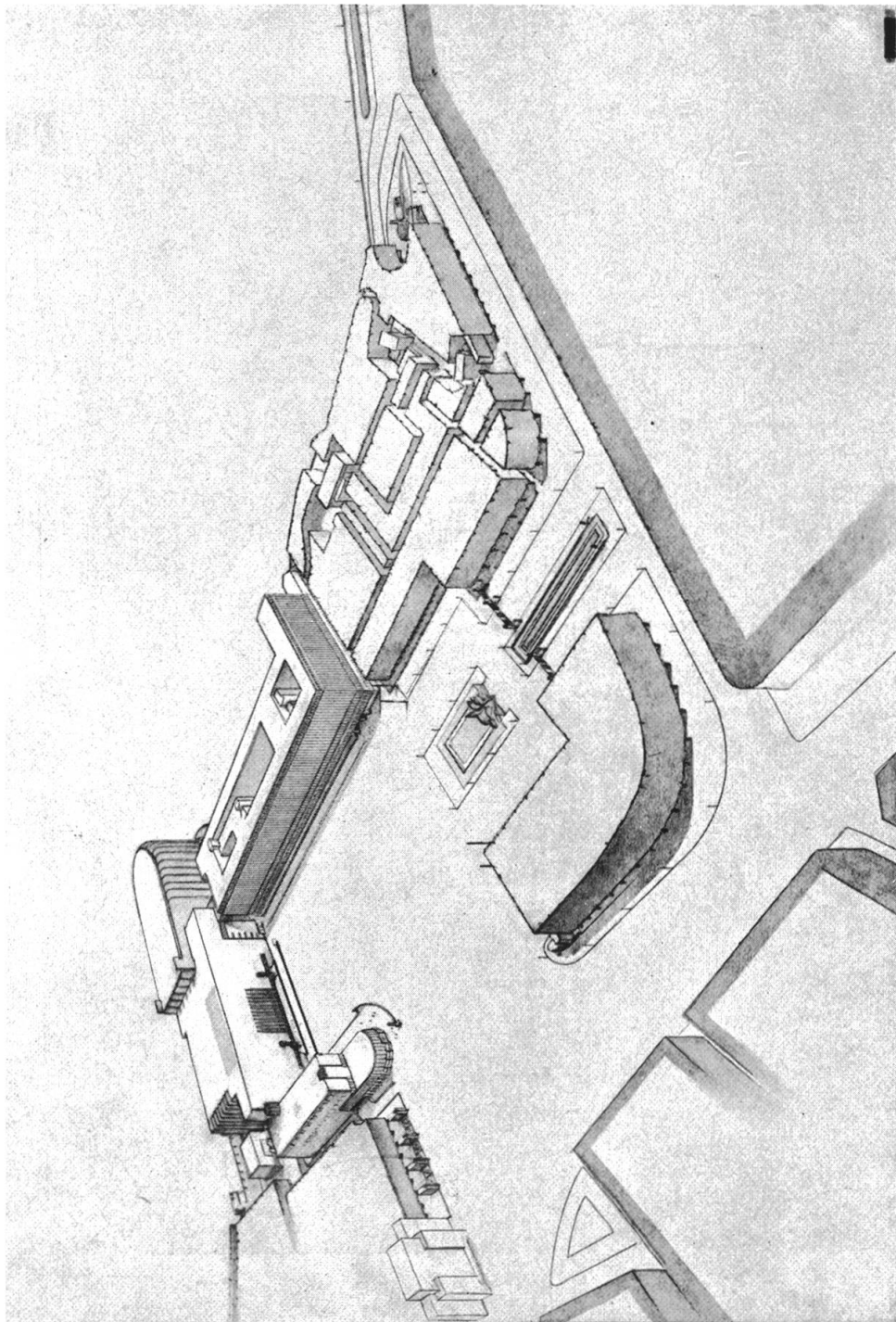
DER VÖLKERBUNDSPALAST
IN GENÈVE



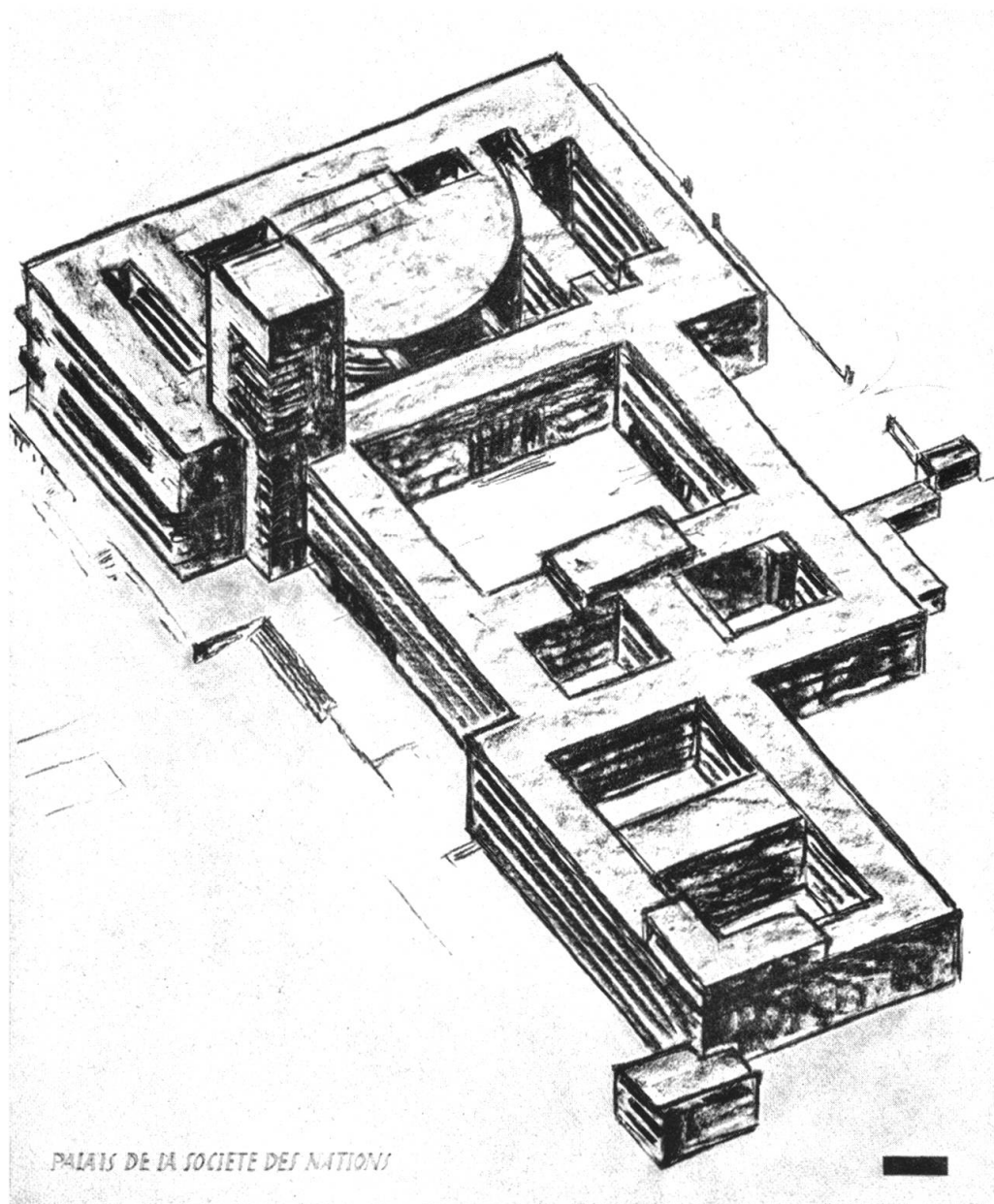
1. ERICH ZU PUTLITZ, RUDOLF KLOPHAUS, AUGUST SCHOCH. HAMBURG



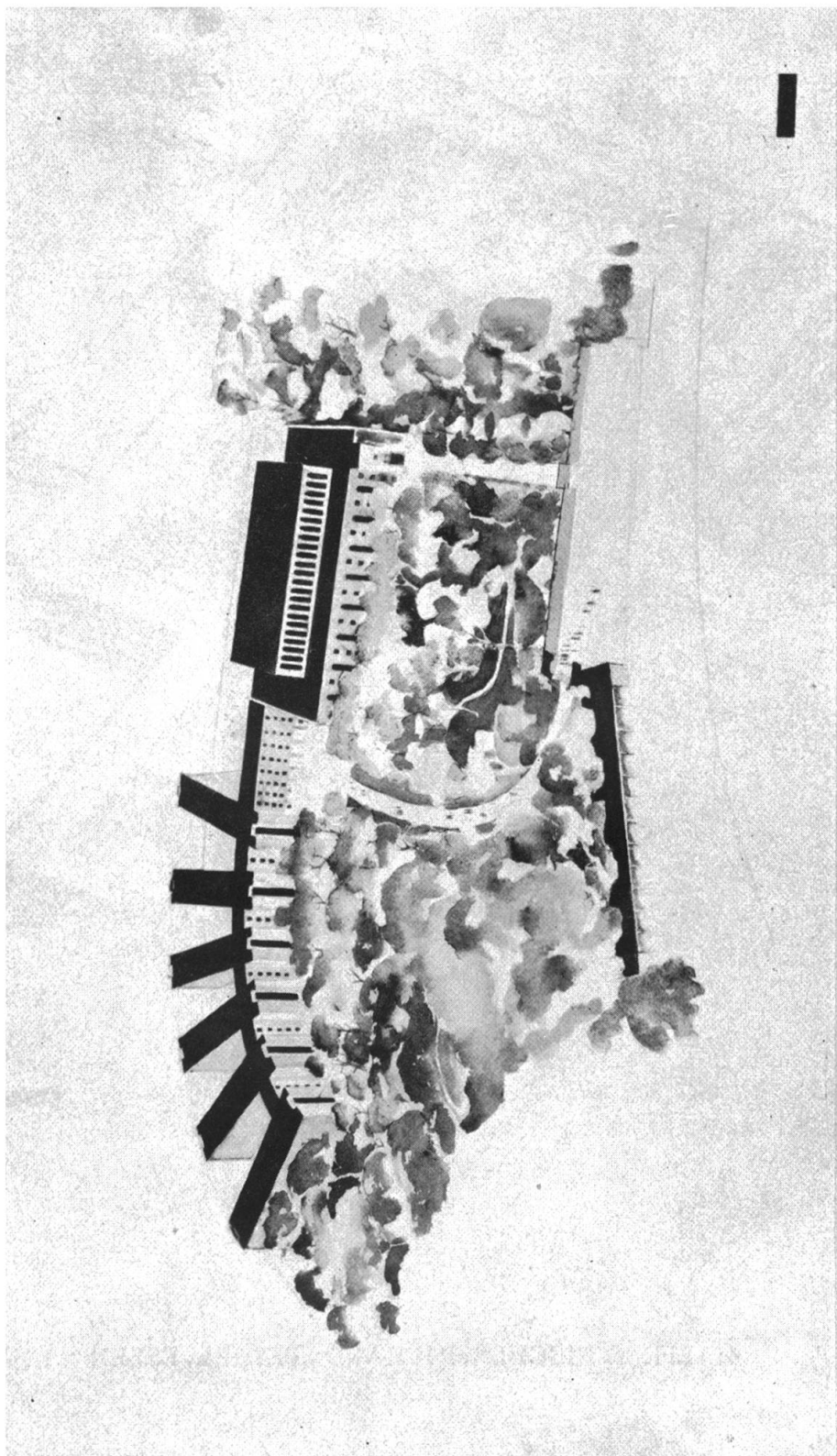
2. GIUSEPPE BONI, ADAMO BOARI. ROM



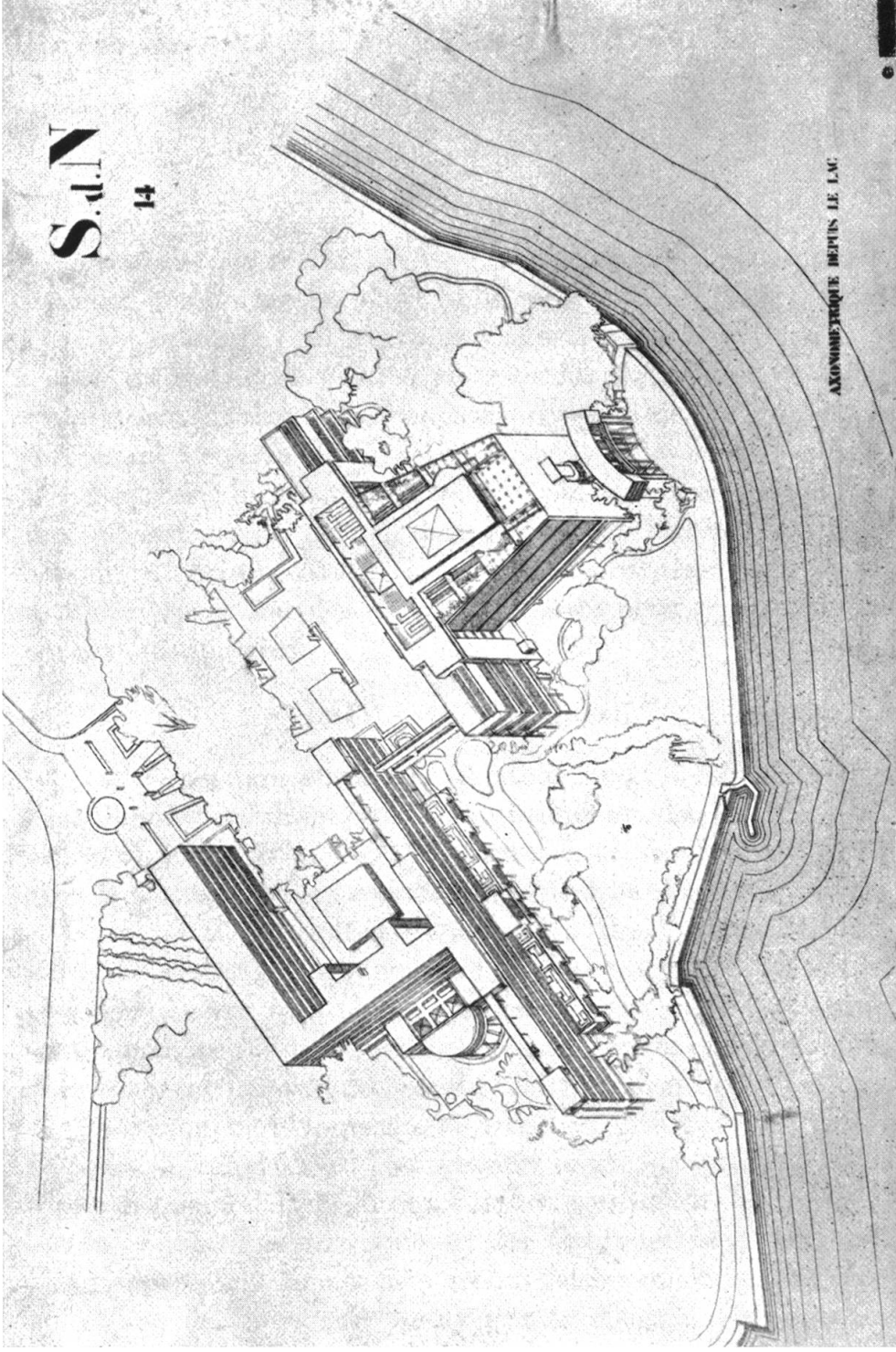
3. H. TH. WIJDEVELD, AMSTERDAM



4. ALFRED FISCHER, RICHARD SPEIDEL, ESSEN



5. NILS-EINAR ERIKSSON. STOCKHOLM



6. LE CORBUSIER, P. JEANNERET. PARIS

Die Pläne für den Völkerbundspalast in Genf

Von Emil Hess

Vorbemerkung

In der *Tribune de Genève* war einmal – ohne Namensnennung – zu lesen, ein berühmter Architekt hätte erklärt: « Il est deux points où je n'oserais construire, c'est le canal de Venise et les bords du lac de Genève ». Und nun haben doch nicht weniger als 377 Architekten gewagt, Pläne einzureichen für den Völkerbundspalast, der an den Ufern des Genfersees gebaut werden soll. Sie haben es gewagt, obwohl die Ansprüche in jeder Beziehung ins Riesenhafte gingen, und wenn man jetzt im *Bâtiment électoral* und in dem Zeltbau diese Pläne betrachtet und von der ungeheuerlichen Arbeitsleistung fast erdrückt wird, dann konstatiert man, dass nur wenige mit der Ängstlichkeit ihres oben erwähnten Kollegen bei der Arbeit waren.

Die Bedingungen

Zum Wettbewerb wurden die Architekten von 58 Ländern eingeladen; die Pläne und sonstigen Orientierungsmittel wurden so verschickt, dass sie am 25. Juli 1926 im Besitz der Interessenten sein konnten. Am 25. Januar 1927 mussten die Bewerber ihre Arbeiten abgesandt haben.

Über das Wesen und die Wirksamkeit des Völkerbunds gab eine kleine Abhandlung den wünschbaren Aufschluss, ein Situationsplan und eine Bilderbeilage nach photographischen Aufnahmen veranschaulichten die Gegend, die für den Bau vorgesehen ist. Daraus ersieht man, dass der Bauplatz jener Landstreifen ist, der zwischen dem Park *Mon repos* und der Besitzung Barton, anderseits zwischen dem See und der *Rue de Lausanne* liegt und 66,406 Flächenmeter misst. Als maximale Bausumme ist ein Betrag von 13 Millionen Franken vorgesehen.

Das innere Fassungsvermögen des Gebäudes ist genau bestimmt. Das Hauptgewicht kommt dem großen Sitzungssaale zu. Die erste Voraussetzung dabei ist eine ausgezeichnete Akustik. Die verschiedenen Platzkategorien müssen deutlich geschieden sein. Erfordert sind 400 Plätze für die Delegierten, 400 für die Sekretäre, 600 für die Journalisten,

1000 für das Publikum, 200 für diplomatische Vertreter und daneben noch zwei große Logen für die Gäste des Präsidenten und des Generalsekretärs. Die Orientierung aller Plätze ist durch die erhöhte Anlage des Präsidentensitzes bedingt. Man darf dabei nicht übersehen, dass es sich hauptsächlich um Pultplätze handelt, nur so gewinnt man eine richtige Vorstellung von der Größe.

Neben diesem Sitzungssaale sind noch weit über 400 Räume erfordert, von denen die Sitzungssäle für 11 Kommissionen, die Archive und die Vorräume große Dimensionen beanspruchen, die Bibliothek allein verlangt 3000 Flächenmeter. Die Anordnung steht frei, jedoch müssen bei der Trennung der Gebäude in Saalbau und Bau des Generalsekretariats die einzelnen Teile in geschlossener Verbindung miteinander stehen. Die Orientierung des Palastes wird auch den Architekten überlassen, doch werden sie einerseits vor den kalten, von Nord-West kommenden Winden gewarnt, anderseits auf die herrliche Aussicht über den See bis zum Mont-Blanc aufmerksam gemacht. Zu den ganz unbegreiflichen Bedingungen gehören jene, die den Kostenvoranschlag betreffen. Auskunft über weit mehr als 150 Posten wird da verlangt. Ein herrlicher Sieg der Bureaucratie über den gesunden Menschenverstand! Als ob man gerade in diesem Falle nicht eine Überschlagsrechnung hätte annehmen können, denn es handelt sich doch in erster Linie um ein Gebäude, das in Hinblick auf Stil und Zweckmäßigkeit den Anforderungen entspricht und sich in der Hauptsache an die fixierte Bausumme hält. Ob dabei die Heizungsanlage etwas teurer herauskommt und für die Closeteinrichtung ein kleinerer Aufwand gemacht wird, ist für das Ganze doch überaus nebensächlich. Tatsache wird bleiben, dass durch das schlechte Verhältnis von Zeit und gestellten Anforderungen eine ganze Reihe von Architekten von dem Wettbewerb einfach ausgeschieden wurden. —

Ein Programmsatz muss hier noch im Wortlaut angeführt werden, weil er den Ausgangspunkt für die nachfolgende Betrachtung bilden wird.

« La Société des Nations fait un appel des plus larges aux architectes, afin que ce Palais soit non seulement conçu avec le souci de grouper d'une manière pratique et moderne tous les organismes essentiels qui seront indispensables à son fonctionnement, mais encore pour que cette conception traduise la haute destination d'un monument qui, par la pureté de son style, l'harmonie de ses lignes, est appelé à symboliser la gloire pacifique du XX^e siècle ».

Die Aussichten

Die schönste Aussicht bestand natürlich darin, den ersten Preis und den Auftrag zur Ausführung zu erhalten. Als Preissumme standen der Jury 165,000 Franken zur Verfügung. Die Verteilung sah vor: einen ersten Preis von 30,000 Franken, zwei zweite Preise von je 25,000, einen dritten von 20,000, einen vierten und fünften von je 15,000 und einen sechsten und siebenten Preis von je 5000 Franken. Die restierenden 25,000 Franken sollten nach freiem Ermessen der Jury in Beträgen von nicht weniger als 2500 Franken verteilt werden.

Die Jury bestand aus neun Mitgliedern, die auch neun verschiedenen Staaten angehörten. Die Schweiz war durch Professor Karl Moser von der E. T. H. in Zürich vertreten.

Der Entscheid der Jury

Da die Jury zu keiner Einigung kommen konnte, sah sie von der eben erwähnten Verteilungsskala ab und stellte eine neue auf. Daraus ergaben sich neun erste Preise – *ex aequo* – mit 12,000 Franken. Die Gewinner seien hier genannt: die drei Römer Carlo Brozzi, Giuseppe Vaccaro und Luigi Franzi; Nils Einar Eriksson, Stockholm; Camille Lefèvre, Paris; Le Corbusier und P. Jeanneret, Paris; Erich zu Putlitz, Rudolf Klophaus und August Schoch, Hamburg; George Antoine Pierre-Albert Labro, Paris; Emil Fahrenkamp und Albert Deneke, Düsseldorf; Henri Paul Nenot und Julien Flegenheimer, Paris-Genf; Giuseppe Vago, Rom. Ferner verlieh die Jury neun erste und neun zweite Nennungen mit Preisen von je 3800 resp. 2500 Franken. Die « Zufälligkeit » der Zahl neun bei neun Preisrichtern braucht wohl nicht besonders unterstrichen zu werden. Doch muss eine Erklärung beigefügt werden.

Es war gar nicht nötig, alle diese neun Mitglieder der Jury zu kennen, um schon mit Besorgnis an den Ausgang des Wettbewerbs zu denken. Aber in dieser Beziehung ist es noch bedenklicher geworden, als man befürchtete. Denn hätten sich nur zwei Mitglieder für den gleichen Entwurf eingesetzt, dann wäre die *ex aequo* Nennung durchbrochen worden und man stände wahrscheinlich vor einem festen Entscheid. Sieht man aber die Entwürfe etwas näher an und stellt dabei fest, dass nur drei davon von moderner Haltung sind, also nur drei, die ein Spiegel einer neuschaffenden Gegenwartsarchitektur sind (von sehr ungleichem Wert!), dann ist man erfreut über die nicht zustande gekommene Einigung und setzt nun seine ganze Hoffnung auf den guten Geist, der den

entscheidenden Völkerbund bei der endgültigen Wahl leiten möge. Man möge sich daran erinnern, dass in unserer Zeit kein Bauwerk von ähnlichen Dimensionen entsteht, kein Gebäude, das durch seine Zweckbestimmung so sehr aus unserer Zeit heraus bedingt ist und dass daher auch bei keinem die so zwingende Forderung besteht, in architektonischer Sprache für den Formwillen dieser Zeit zu zeugen.

Gesamteindruck

Das Ergebnis dieser Ausstellung ist ungemein interessant. Diese Feststellung soll vorläufig noch nichts über Wert oder Unwert ausgesagt haben. Wenn man sich die Sache durch einen Vergleich verdeutlichen will, dann könnte man darauf hinweisen, dass der Eindruck ähnlich dem ist, den man empfängt, wenn man die zu einem Wettbewerb für ein Festspiel eingereichten Stücke liest. Unendlich viel Pathos, Formenschwall, Aufwand, der Leere verhüllt, große Gebärde ohne Sinn und ein Auftreten der ganzen Vergangenheit. Daneben Ansätze wirklicher, origineller Gestaltung, nur Ansätze. Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn das Amt zum Schutze des geistigen Eigentums eine Vorzensur vorgenommen und jene Projekte, die ihre Abhängigkeit von einem größeren Vorbilde gar zu deutlich zeigen, einfach ausgeschieden hätte. Die Zahl der zu begutachtenden Arbeiten wäre dann hübsch klein geworden und ein Überblick leicht möglich. Immerhin: käme es auf die saubere Arbeit an, auf die sorgfältige Umorientierung von alten Formen für neue Zwecke, dann würde man in der Ausstellung vor Bewunderung verstummen. Doch darauf kommt es ja nicht an. Aber es käme darauf an, dass wenigstens einer einen Plan vorlegte, der durch seine Konstruktion, durch seinen Grundriss und Aufriss, durch die Anlage des Saales und des Gebäudes für das Generalsekretariat und durch die Komposition des Ganzen zu einer überzeugenden Einheit die Gestaltungskraft bewiese, die man einfach anerkennen müsste. Es sollte wenigstens ein Plan da sein, der die Verwirklichung des oben angeführten frommen Wunsches des Völkerbundes brächte. Und dieser Plan fehlt!

Es liegt nahe, dass man sich die Frage vorlegt: hat sich die Gegenwartsarchitektur vor dieser Aufgabe blamiert? Wer wagt es, die Frage glatt zu verneinen? Wer, sie glatt zu bejahen?

Auf jeden Fall bleibt als Gesamteindruck ein gewisser Respekt vor geleisteter Arbeit, vor der Unverfrorenheit – und man möchte fast sagen vor dem Mut – für Altes so pathetisch einzustehen, vor der Kenntnis der Baugeschichte, vor der Kühnheit abenteuerlicher Konstruktionen,

vor dem emsigen Fleiß, mangelnde Persönlichkeit gewichtig hinter hohler Größe zu verschanzen. Aber es bleibt auch die Betrübniß darüber, dass die wahre Größe fehlt, dass der Stil unserer Zeit erst Ansätze zu einer Maske hat, aber noch kein klares Gesicht, dass viele Schüler da sind, aber kein sicherer Führer. So wird es nötig, um aus der Ausstellung einen positiven Gewinn zu ziehen, von der gestellten Aufgabe abzusehen und sich zu fragen: welches ist die Formensprache der Gegenwartsarchitektur?

Man hat die Stillosigkeit häufig als *den* Stil unserer Zeit bezeichnet. Wäre dieser Ausdruck nicht schon alt, bei dieser Ausstellung hätte ihn jedes Kind prägen können. Und das muss man feststellen bei der Betrachtung von Plänen für einen Palast, der « *par la pureté de son style, l'harmonie de ses lignes, est appelé à symboliser la gloire pacifique du XX^e siècle!* »

Triumph des Klassizismus

Es gibt eine ganze Menge von Architekten, die offenbar das Gefühl haben, die Gegend des Genfersees sehe der griechischen Landschaft ähnlich und der Stil- und Formwille der klassischen Zeit griechischen Bauwesens sei gerade recht, um jetzt, da man nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten sucht, zu neuem Leben erweckt zu werden. Auch glauben sie in der Tätigkeit der Delegierten des Völkerbundes eine Funktion zu sehen, die jener der hellenischen Priester gleicht. Daher stellen sie Pseudo-Tempelbauten hin, die sich auf den ersten Blick nur durch die verschobene Symmetrie von ihren Vorbildern unterscheiden. Dass es sich bei der Veränderung der symmetrischen Verhältnisse schon um falsch verstandene griechische Bauweise handelt, sei nur nebenbei festgestellt, denn dadurch bekommt ja der griechische Tempel seine harmonische Wirkung. Schlimmer aber ist die Anpassung an eine gänzlich neue Zweckbestimmung. Das haben schon die Klassizisten versucht und dadurch bewiesen, dass sie nur eine Form nachbilden konnten, ohne ihren Inhalt, ihren Gedanken, ihren Lebensträger zu erfassen. Und unsere Architekten – die hier in Frage kommen – scheinen von diesem Wissen nichts profitiert zu haben. Für sie ist das Bauen eine reine Angelegenheit der Konstruktion, und da sie nicht einmal in der Konstruktion stark sind, wählen sie einen Aspekt, auf den eine Menge – weil er so malerisch so schön, so überaus stimmungsvoll aussieht – immer wieder hereinfällt. Man denke sich doch die landschaftliche Bereicherung, wenn am Genfersee ein Riesenbau à la Akropolis stünde!

Die Disposition ist gewöhnlich so, dass der Säulen- oder Pilaster-Hofbau ein Rechteck bildet, in dessen Hof der Saalbau verlegt ist. Man denke sich die Lichtverteilung für Bureauräume. Das Licht wird durch die Säulen gesiebt und gewaltig gedämpft. Andere wählen zwei ähnliche Tempelbauten und verlegen in den einen den Saal, in den andern das Generalsekretariat. Und schließlich muss noch auf ein Projekt hingewiesen werden, das zwei Hofbauten ineinander schachtelt und den Saal ganz in die Mitte nimmt.

Was kümmert sich die Sonne um unsere Bogenlampen? Was schaden schwache Epigonen wirklichen Meistern? Der Triumph der Klassik besteht darin, dass sie von diesen Nachbildnern nicht berührt wird! –

Renaissance der Renaissance

Man glaube ja nicht, die Renaissance sei in einigen italienischen Palästen versteinert und erstarrt. Sie lebt noch in den Köpfen vieler Architekten und hat nur auf die Gelegenheit gewartet, sich an einem bedeutenden Werke dokumentieren zu können.

Diese Gelegenheit hat nun der Völkerbund geboten; gleich waren auch die Meister da, die sich sagten: was an einen italienischen Platz oder Kanal passt, wird wohl auch gut genug sein für den Genfersee. Nur schade, dass kein Renaissance-Palazzo ein Vorbild für einen ähnlich großen Saal bietet. An dieser Neubildung sind denn auch die meisten guten Absichten einer Wiederbelebung der Renaissance gescheitert, d. h. hier trat die Notwendigkeit ein, sich für den Saalbau in einer andern Stilrichtung zu orientieren. Es mussten Zusammensetzungen entstehen, die ungefähr so aussehen, als hätte man den Bureaubau im 16., den Saalbau im 17. Jahrhundert erstellt.

Hier wie bei dem direkten Zurückgreifen auf klassische Vorbilder, fühlt man die Spekulation mit dem Geschmack einer trägen Masse, deren ästhetischer Kodex nur den Satz enthält: schön ist, was mir gefällt. Aber neben dieser primitiven Berechnung ist die geistige Trägheit bedenklich, ist die Seelenruhe unschöpferischer Großtuerei bedenklich, ist die Vernachlässigung zeitlicher Abstände bedenklich, ist die Missachtung der Gegenwart bedenklich.

Ein Radiosender auf einem Renaissance-Palast ...

Sehnsucht nach dem Barock

Die Barockzeit zeichnet sich durch einen überschwänglichen Formenreichtum aus. Daher fand er immer so viele Nachahmer. Aber keine Zeit

war für ihn so ungeeignet, wie die unsere, die nach Sachlichkeit tendiert. Aber trotzdem, wer möchte es glauben, verdanken die meisten vorliegenden Arbeiten gerade ihm ihr Dasein.

Nehmen wir nur einige Elemente heraus. Die Kuppel. Soviele Kuppeln sind wohl seit Michelangelos Zeiten bis in unsere Tage nicht konstruiert worden. Man glaubt in der Kuppelform die einzig richtige Voraussetzung für den großen Saalbau gefunden zu haben und diese Entdeckung wird mit der grandiosen Gebärde schöpferischer Selbstverständlichkeit präsentiert. Ausgangspunkt dafür ist in sehr vielen Fällen der St. Peter. Rom und Genf. Campagna und Nachbarschaft des Mont-Blanc. Kein Zweifel: die Plätze lassen sich amphitheatralisch in einem Kuppelsaal gut anordnen, sei es nun kreis- oder halbkreisförmig. Doch man glaube ja nicht, dass etwa nur der Grund- und Aufriss übernommen wurde, nein, man nahm sich nicht einmal die Mühe, etwa eine zeitgemäße Fensterbehandlung zu versuchen.

Aber man ist doch auch den Barockmeistern über den Kopf hinausgewachsen. Ein Projekt bezeugt dies. Kuppel genügt nicht, Kugel ist mehr. Und so steht da inmitten eines Hofbaus eine Kugel von 88 m Höhe, deren Innenraum bis über die Hälfte hinauf Plätze einnimmt. Warum diese Form in unserer Zeit? Warum nicht?

Die geschwungene Fassade und die überreich betonte Mittelachse werden mit kleinlicher Sorgfalt behandelt wie Neugeburten.

Wenn man bei der Kuppel noch zugunsten der Architekten geltend machen kann, dass sie eine gute Saalanlage ermöglicht, anderseits den Saalbau – der seiner Funktion nach das Zentrum ist – als Mittelpunkt deutlich hervorhebt, so sucht man wohl vergeblich nach Entschuldigungen für die verschwenderische Verwendung von Ornamenten. Freiplastiken rücken auf der Dachhöhe en masse auf, steigen hinab neben die Portale und noch weiter. Einige Humoristen bringen es sogar fertig, auf einem fahnenstangenartigen Gebilde einen Globus zu balancieren. (Wäre die Kugel nicht so deutlich als Weltball behandelt, wahrlich man würde sie für den Sündenfallapfel der Architektur halten.) Und ein ganz Gerissener hat es sogar als nötig empfunden, als Dachabschluss riesige Friedenskerzen aufzupflanzen.

Zurück ins 19. Jahrhundert

Die größte Mannigfaltigkeit zeigen jene Arbeiten, die die Sprache des vergangenen Jahrhunderts sprechen. Das war ja noch eine Zeit, in der man den Ausdruck «Prunkbau» nicht ohne bewundernde Ehr-

erbietung aussprach. Man braucht etwa nur an den Justizpalast in Brüssel zu denken. (Warum man gerade an diesen denkt, wird jedem Betrachter der beigelegten Bilder klar.) Heute ist es doch anders geworden. Nicht allgemein, leider, aber mit so etwas muss man immer rechnen, denn jede Entwicklung ist nur in Individuen, nie aber in der Allgemeinheit sprunghaft.

Also, man baut noch gemütlich Prunkbauten und die gegebene, räumliche Voraussetzung erlaubt eine Steigerung von allem schon Dagewesenem. Imposante Höhe, massige Fläche, häufige Unterbrechung der Fassadenlinie, mächtiges Portal als Abschluss einer breiten Freitreppe, Cour d'honneur vor der Rückfassade und eine schöne Turmbekrönung. Zweifellos: vor 70 Jahren hätte man sich noch fast allgemein einen Völkerbundspalast so vorgestellt, auch wenn er an den Genfersee gekommen wäre.

Oder eine andere Möglichkeit – einige Jahrzehnte später. Ein langgezogener 5–6 Stockwerk hoher Fassadenbau, mit schmalen Fenstern zwischen breiten Mauerteilen, ein Mansardendach und eine Terrasse an der ganzen Längsseite. Ein Hotelbau, wie man ihn ungezählte Male findet. Aber noch fehlt der Saal. Wenn aber der Bureaubau schon im « Stil » eines Hotels behandelt werden kann, warum dann nicht der Saal im « Stil » eines Kursaals? Und auch diese Lösung findet sich in mehreren Varianten.

Diese Architekten beneidet man, dass sie in einer Entwicklung stecken blieben und den Krieg durchschlafen konnten. Sie gehen als Schlafwandler durch die Gegenwart, man darf sie nicht stören.

Im 20. Jahrhundert

In Frage kommen hier nur die Jahre, die im Zeichen der « neuen Sachlichkeit » stehen. Der Ausdruck und das was er verlangt, ist keine Konstruktion, keine geistreiche Pointierung. Es handelt sich um nichts anderes als um die konsequente Übertragung des Zeitwillens und der Zeitforderung in die Sprache der Architektur. Die Notwendigkeit ist so groß, dass daneben kaum noch anderes Platz hat.

Es wäre falsch, wollte man alle Architekten, die nach dem Prinzip der neuen Sachlichkeit bauen, so hoch einschätzen, als ob sie wirklich schöpferisch am Werke wären. Im Gegenteil, es hat hier eine solche Menge von guten Praktikern, die ebenso sehr als Epigonen bezeichnet werden müssen wie jene, die sich damit begnügen, einen Renaissance-Palast zu kopieren. Es ist geradezu erstaunlich, wie schnell sich hier ein ganzer Nachahmerstand gebildet hat. Die Voraussetzung liegt allerdings in der Sache selbst.

Konstruktion und Form verschmelzen ja in dieser Richtung fast zur Einheit, und wenn es sich nicht um ganz außerordentliche Aufgaben handelt, bieten sich einem trägen Schematismus viele Möglichkeiten. Aber: daran werdet ihr sie erkennen!

Die Bauten dieser neuen Bewegung wirken sich nach zwei Richtungen aus: nach der Vertikalen – in den Wolkenkratzern; nach der Horizontalen – in den ausgesprochenen Flächenbauten.

Man sah auch in Wolkenkratzern die Möglichkeit: « à symboliser la gloire pacifique du XX^e siècle ». Bei einer Höhe von über 140 m erreicht man über 40 Stockwerke. Nun, zu einer ernsten Rivalität mit dem Mont-Blanc reicht das nicht. Aber was sagt sonst die Gegend am Genfersee dazu? Ganz abgesehen von den konstruktiven Schwierigkeiten so nahe beim See. Eine Notwendigkeit dazu besteht auch nicht, da der Baugrund groß genug ist.

Mit mehr Interesse wendet man sich den Flächenbauten zu, die nur eine sehr mäßige Höhe erreichen. Hier liegen Pläne vor, die wirklich eigenes Arbeiten verraten, nicht viele, aber doch zwei – drei. Leider muss bei der schon kleinen Zahl noch eine Einschränkung gemacht werden durch die Bemerkung, dass auch diese noch recht ungleichwertig sind. Doch das ist nicht so wichtig, wie die Tatsache, dass hier eigene Wege begangen werden.

Soll man nun noch einmal sagen, die moderne Architektur habe sich, vor eine große Aufgabe gestellt, blamiert? Ja, wenn man in der Gesamtheit der Ausstellung eine Demonstration der Gegenwartsarchitektur sehen könnte. Aber es fehlen Namen, mit denen man rechnen muss. An ihrem Fehlen ist die Art der Ausschreibung mitschuldig! –

Wer wird nun bauen?

Das ist hier die Frage! Hält der Völkerbund, der den Entscheid fällt, an der erwähnten Anforderung fest, dann kann wohl nur über zwei Projekte diskutiert werden. Das eine ist von dem in Paris lebenden Schweizer Le Corbusier, das andere von dem Stockholmer Nils Einar Eriksson. Für letztern spricht die Geschlossenheit, Klarheit und Sachlichkeit einer einleuchtenden Komposition. Für erstern aber die weit günstigere Disposition des großen Saales und die überzeugendere Berechnung der bestmöglichen Akustik. Es muss auch noch erwähnt sein, dass Le Corbusier einen Erweiterungsbau in den Gesamtplan einbezieht, der den auf dem Bilde sichtbaren Bureaubau in symmetrischer Anlage wiederholt, so dass der vorgebaute Saal zum wirklichen Zentrum des Ganzen würde.